

Immer die Letzte

Autor(en): **Heisch, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 15

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-608005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Immer die Letzte

Es gibt Leute, die auf irgendeinem Gebiet mit einer permanenten Regelmässigkeit den kürzeren ziehen, ganz gleich, was sie auch dagegen unternehmen. Ein solch hoffnungsloser Fall ist meine Frau, und zwar immer dann, wenn wir einmal das Ver-

Von Peter Heisch

gnügen haben, auswärts zu speisen. Dabei spielt es weder eine Rolle, ob wir zu zweit am Tisch eines Restaurants Platz nehmen oder in Gesellschaft, ob es sich bei der Lokalität um einen einfachen Landgasthof oder um ein gehobenes Mittelklassehotel handelt, ob Zilly nun ein Rahmschnittel an Morchelsauce bestellt oder Bratwurst mit Rösti, noch ob sie diese Bestellung als erste aufgibt oder als letzte: Sie wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit jedenfalls erst dann bedient, wenn die übrigen Tischgenossen bereits Messer und Gabel beiseite legen, gesättigt vor sich hinrülpsen und die Reste der Mahlzeit aus den Zahnlücken stochern, die einsame Esserin etwas mitleidig von der Seite betrachtend, was auf diese nicht unbedingt appetitanregend wirkt. Nein, bei den Göttern der Küche und ihren dienstbaren Geistern scheint Zilly nicht besonders in der Gunst zu stehen. Und einige Male schon hat man sie in dieser Hinsicht sogar schlankweg vergessen, obwohl sie eigentlich nicht zu übersehen ist und ihren Wünschen im allgemeinen laut, klar und deutlich Ausdruck zu verleihen pflegt. Das darf ich wohl bezeugen. So wahr mir Gott helfe!

«Man kann halt im Leben nicht beides haben: Von der Natur bevorzugt und überdies noch mit Glücksgütern gesegnet», versuche ich sie dann jeweils zu trösten. «Genügt es dir denn nicht, dass du mit mir das grosse Los gezogen hast?!»

Aber ich weiss ja selbst nur zu gut: dumme Sprüche machen nicht satt. Dass jemand von der Luft und von der Liebe leben könne, ist eine romantische Übertreibung. Der Magen fordert die ihm gebührende Gleichberechtigung.

Was haben wir uns nicht schon alles an Tricks und Kniffen einfallen lassen, um diesem Übelstand abzuwehren und Zilly den Anblick einer kauenden, genüsslich schlemmenden Tafelrunde zu ersparen, dieweil ihr Teller just solange leer bleibt, bis die anderen ihren bereits ge-

leert haben. Ich habe schon einige Male versucht, Zillys Menüwünsche als die meinen auszugeben – mit dem niederschmetternden Resultat, dass ich wiederum zuerst an der Reihe war und Zilly das Nachsehen hatte. Das hat uns in unserer Verzweiflung schon so weit gebracht, dass ich vor dem Betreten eines Lokals zu meiner Frau sagte: «Geh du einstweilen voran und bestelle. Ich komme später nach, damit wir wenigstens einmal zusammen essen können!» Vergebens. Als ich kam, sass Zilly noch immer am Tisch wie bestellt und nicht abgeholt, indessen man mir bereits die Suppe brachte, kaum dass ich neben ihr Platz genommen hatte.

Es ist zwecklos. Alle Anstrengungen, Zilly zu einer rechtzeitig aufgetischten Mahlzeit zu verhelfen, sind umsonst. Fortuna lässt sich, im Gegensatz zur sichtbehinderten Justitia, nicht so leicht hinters Licht führen. Ich gebe die Hoffnung auf, mit meiner Frau jemals zusammen speisen zu können, wenn ich sie zu einem gemeinsamen Essen einlade. Im engeren Familienkreis ist der Sachverhalt längstens bekannt und als unabänderlich akzeptiert. Obwohl es ein einfaches Mittel dagegen geben würde: Man könnte, zum Beispiel, von vornherein für alle das gleiche Menü bestellen. Aber das wäre lange nicht so spannend und abwechslungsreich

und würde uns zweifellos um das Vergnügen bringen, hier und dort einen Happen vom Gericht des andern zu probieren. Und um uns diesen Gwunder entgehen zu lassen, ist die Familie viel zu individualistisch. Meine Schwester, die in Frankreich lebt, behauptet zwar bisweilen kopfschüttelnd, so etwas wäre den Franzosen fremd, weil bei ihnen das Essen immer für alle gleichzeitig auf den Tisch komme. Aber ich kann ja, selbst wenn das stimmen sollte, deswegen nicht jedesmal gleich nach Frankreich fahren, wenn ich in Gesellschaft meiner Frau auswärts essen möchte, nur um zu verhindern, dass Zilly als letzte bedient wird.

Zilly trägt ihr Los indessen mit bewundernswerter Fassung. «Lasst euch nicht stören! Fangt an, bevor das Essen kalt wird!» meint sie ergeben, worauf wir ihr stets versichern, dass sie nachher um so länger daran habe. Aber innerlich kocht es in mir, und ich habe es langsam satt, mitansetzen zu müssen, wie sie alleine schon vom Zusehen satt wird.

Einen allerletzten Versuch, die Tücken der Gastronomie herauszufordern, unternahm ich neulich, als ich bei einem Betriebsfest im Kreise von Kollegen und deren Gattinnen lauthals verkündete, meine Frau werde gewiss wieder, wie üblich, als letzte be-

diert, und darauf Wetten abzuschliessen begann. Der alkoholisierte Zustand, in dem wir uns befanden, mochte manches entschuldigen, obwohl ich den missbilligenden Blicken meines Chefs unschwer entnehmen konnte, dass er mein Verhalten für geschmacklos hielt. Wie dem auch sei: Die Wetten standen zwölf zu eins gegen meine Theorie. Ich hatte also die reelle Chance, an diesem Abend sechzig Franken einzustreichen.

Doch was geschah? Das Essen wurde aufgetragen – und der letzte, der bedient wurde, war ich ...

Nein, das Schicksal meint es nicht besonders gut mit uns. Aber endlich weiss ich jetzt, wie ich es anstellen muss, um meiner Frau zu einem pünktlich servierten Essen zu verhelfen. Und das ist mir schliesslich jeweils eine verlorene Wette wert.

Erschöpft hebt der Gastgeber morgens um vier Uhr sein Glas und meint: «Ich möchte jetzt alle bitten, auf mein Wohl die Wohnung zu leeren!»

